



Inhalt: Ein Land des Friedens, von Julius Rodenberg (mit Illustration). — Das Unglück, eine Millionärin zu sein, Erzählung. — Der Paradiesvogel, von J. Loewenberg. — Eine Geschichte ohne Geschichte. — Wann soll man Schneiberrechnungen bezahlen? — In Stiefeln und Schuh'n durch ein halbes Jahrtausend, von George Hill (mit Illustration). — Eine romantische Landstrasse. Aus dem Tagebuche eines amerikanischen Legionärs (mit Illustration). — Der Alte vom Teiche, von Schmidt-Weisenfels. — Von Schiffen, die untergegangen. — Zwischen Zeit und Ewigkeit. — Ueber Sinneswahrnehmungen. — Albumblatt. — Die Mode, von Veronika von G. — Modenbild nebst Beschreibung. — Homonyme. — Rätselsprung-Aufgabe. — Auflösungen der Charade und Schach-Aufgabe Seite 344. — Correspondenz. — Preisaus schreiben.

Ein Land des Friedens.

Gibt es ein Land, in welchem der Frieden und das Behagen der Einwohner in den früheren Jahrhunderten selten, in den neueren so gut wie niemals durch blutige Kriege, durch starke Revolutionen, durch Umwälzungen politischer und gesellschaftlicher Natur erschüttert worden sind — ein Land, in welchem Ordnung und Ruhe so fest gegründet, Wohlstand und Zufriedenheit so allgemein zu sein scheinen, daß man es für ein Stück der besten Welt halten könnte, welche die Philosophen des 18. Jahrhunderts gesucht haben, wie diejenigen des Mittelalters den Stein der Weisen?...

Ja, sagt der Historiker, es gibt ein solches Land. Es liegt an der See, welche hier flache, sandige Ufer bespült. Seine Wiesen, auf welchen stattliche Rinderheerden weiden, sind von breiten Canälen durchschnitten, auf welchen bequeme Barken ruhig dahingleiten. Das Land und das Wasser bezeugen sich fortwährend, mit Energie zwar, doch ohne Leidenschaftlichkeit, und die Menschen, welche hier wohnen, sind genöthigt, wenn nicht in, so doch auf beiden Elementen leben zu können. Ihre Dörfer stehen, wie ihre Wiesen, halb am und halb im Wasser, und wie man in England sagt: „Mein Haus ist mein Schloß“, so sagt man hier: „Mein Haus ist meine Insel“. Landstraßen sind in neuerer und in allerneuester Zeit auch Eisenbahnen eingeführt worden; aber die eigentliche Chaussee ist der Kanal und das althergebrachte Beförderungsmittel das mit Pferden gezogene Schiff. Ebenso ist es in den Städten dieses Landes: es gibt in denselben ohne Zweifel sowohl Straßen als Plätze, aber die eigentliche Verbindung ist zu Wasser und über Brücken. Kleine und große Schiffe fahren hier von Haus zu Haus, unter die Häuser und durch die Häuser; hohe Mastbäume gehen hier beständig an den Fenstern der zweiten und dritten Etagen vorbei, wie Kirchtürme in Bewegung. Vor den Thorbögen und Einfahrten der Kaufmannshäuser liegen, mitten in den Straßen, die Indiefahrer, vollgepackt mit den kostbaren Schätzen ferner Zonen, und des Kaufherrn würdige Gemahlin und blühende Töchter sehen vom Erker herab und vielleicht mit dem Strickstrumpfe zu, wie man die Tonnen und Ballen, welche noch den Geruch der Tropen und der Meere ansathmen, aus dem Riese des Seeschiffes in die Gewölbe rollt, oder, an ihren Köpfen vorbei, in die Speicher windet. Oder eine Brücke hebt sich, Menschen und Wagen vor sich hertreibend, und durch das offene Wasserthor zieht ein Vollschiff daher, die von Salzwasser gebräunte Brust hoch emporreckend gegen den niedrigen Straßendamm, an welchem Bäume rauschen und Kinder spielen. Kurz, das Wasser ist hier überall; im Innern des Landes das süße Wasser, welches den Krüften einen solchen Glanz und solche Fülle des Grüns verleiht; an den Küsten die See, welches den Regen und Reichthum entfernter Welttheile an dieses glückliche Land trägt, dessen Name Holland ist!



Das Wasser, welches ihm die materiellen Güter des Nationalwohlstandes zuführt und frisch erhält, ist auch von jeher der Wall seiner Freiheit gewesen. Wie der Holländer immerdar gegen den Anbruch der Wellen, welche sein Land bedrohten, mannhafte gekämpft, so hat er auch niemals den Nacken unter das Joch fremder Eroberer oder Tyrannen gebeugt. Als Alba die Fahne des blinden Fanatismus entrollte über den blühenden Provinzen, da riß Holland sich los und wurde eine Republik, ein Freistaat von Bürgern, die Wiege der modernen Ideen. Als Ludwig XIV., mit dem ehrgeizigen Plane einer Universalmonarchie beschäftigt, seine Heere zu Brand, Raub und Blünderung entsandte, da gebot dieser einzige Staat ihnen Stillstand. Ein Fürst von hohem Gerechtigkeitsfönn und unbestechlicher Tugend war aus dem Schooße dieses Gemeinwesens hervorgegangen, Wilhelm III., aus dem Hause Oranien, um den Thron von

England zu besteigen und eine Allianz des thatkräftigen Nordens zu bilden, an welcher die verderblichen Pläne des herrschsüchtigen Südens scheiterten. Ein Krieg entzündete sich, der immer weitere Dimensionen annahm, immer mehr Völker in seinen gewaltigen Strudel hineinriß, immer mehr Länder verheerte und Städte verwüstete, und erst nach mehr als dreißigjährigem Ringen war es der Siegesglanz zweier Helden, des Prinzen Eugen und Herzogs von Marlborough, der die Glorie der französischen Namen erblassen ließ. Immer aber, in dieser langen Zeit, während ringsum die Reiche in hellem Kriegsbrande loderten, hatten die Feinde Halt gemacht an den Grenzen von Holland — Dank dem Elemente, das in guten Zeiten nährend und in bösen Zeiten wehrend es umgibt: dem Wasser! Wenn die feindlichen Schaaren sich nahten, so öffnete man die Schleusen, und brandend vereinigte sich das Meer und die Kanäle und ganz Holland stand unter Wasser! Wenn der Feind abgezogen und das Wasser abgesehen war, tauchten die Wiesen, üppiger als je, wieder empor und Wohlstand erblühte ringsum, während jenseits der Grenzen die Kriegsfurie die Fackel schwang. So war es im 16. und 17., so war es in allen Jahrhunderten. Die blutigen Schlachtennamen von Dudenarde, Malplaquet und Ramillies kennzeichnen die belgischen Ebenen, aber an Holland knüpfen sich nur die Erinnerungen der großen Friedensschlüsse von Nymwegen, Ryswick und Utrecht. Keiner von den zahllosen Kämpfen der französischen Revolutions- und Kaiserheere berührte dieses Land; ohne irgend eine fühlbare Erschütterung, während die Leichenhaufen von Waterloo noch gethürmt lagen

und der Pacht Hof von Houquemont noch in Trümmern stand, vertauschte Holland seine ehemalige republikanische mit einer monarchischen Verfassung, und ebenso blieb es verschont von den Revolutionsstürmen, als im Jahre 1830 Belgien die Verbindung löste, welche eine traditionell-historische, aber keine natürliche Grundlage mehr hatte. Seitdem hat Holland nicht aufgehört, unter einem freisinnigen und kunstliebenden Herrscherhause sich immer glücklicher, immer reicher zu entfalten und unberührt von allem, was die übrige Welt in Ost und West bewegte, ein Sitz des Friedens, des Bürgerglückes, des Kunstfleißes und stiller, aber ruhiger Forschung auf den verschiedensten Gebieten des Wissens zu sein.

Das Bild, welches uns zu diesen Betrachtungen veranlaßte,

zeigt eines von den alten, prächtigen Schlössern, welche das Innere des Landes schmücken; welche von Blumen umbüftet, von herrlichen Bäumen umrauscht und von einem tiefen, stillen Wasser begrenzt, die wahren Ideale ländlicher Zurückgezogenheit sind; in welchen man, besser als irgendwo, die hohen Reize eines bescheidenen Lebens genießen kann und welche darum, wie die Geschichte sagt, Wilhelm III. immer in sehnächtiger Erinnerung trug, auch selbst nachdem ihn schon lange die königliche Pracht der Schlösser von Kensington und Hampton Court umfangen hielt.

[1703] J. R.

Das Unglück, eine Millionärin zu sein. Erzählung in sieben Kapiteln.

Erstes Kapitel.

„Wo soll sie ihre Ferientage zubringen? Das ist auch noch eine Frage!“ sagte Onkel Karl.

„Abwechselnd bei einem von uns,“ antwortete Onkel Wilhelm.

„Nein, nein; das würde die Kleine zu sehr zerstreuen,“ meinte Onkel David.

„Das beste wär's, wenn Ihr sie mir ganz überließet, Bräuder,“ sagte Onkel Heinrich; „meine Häuslichkeit ist für ein junges Mädchen immer noch geeigneter, als eine der Euren, denn ich bin doch noch kein ganz ausgemachter Hagestolz. Wer weiß ob ich nicht noch einmal heirathe, und schließlich könnt Ihr sie ja so oft bei mir besuchen, als es Euch gefällt.“

Meine Verwandten, so schien es mir, standen eben im Begriff, diesem Vorschlage ihre Zustimmung zu geben, als einer der Buchführer den Kopf zur Thür hereinsteckte und meldete: „Graf Buchensfels wünscht Sie zu sprechen, Herr Dollinger.“

Alle vier Brüder saßen erstaunt in die Höhe. Sie waren kahlföpfige, unterfeste, ältliche Herren, mit schweren Uhrketten und starkem Embonpoint, und hatten sich soeben in Onkel Heinrichs besonderem Bureau zu einer Verathung über meine weitere Erziehung ernsthaft niedergelassen, während ich, ein kleines schlankes Mädchen von 13 Jahren, in der Ecke eines ungeheuren Armstuhls kauerte. Mir war ängstlich und weinerlich zu Muth, denn Tante Flora war eben gestorben, und wenn ich auch keine ganz so zärtliche Behandlung von ihr erfahren, als sie Kerres, ihrem großen perfischen Kater, hatte zu Theil werden lassen, so war sie doch seit lange meine einzige Freundin gewesen.

Graf Buchensfels trat näher; ein vornehmer alter Herr mit schneeweißem Haar, schönem, sehr blassem Gesicht, mit wohlwollendem Lächeln auf den Lippen. Wenn er lächelte, erinnerte er mich an Papa, und darum hatte ich ihn lieb. Erstaunt sah ich, wie tief und ehrsüchtigvoll die vier Brüder, besonders aber Onkel Heinrich, sich vor ihm verneigten.

Onkel Heinrich machte solch einen allergehorfamsten Diener, daß ich fürchtete, er werde sich nie mehr emporrichten können; ich wußte ja doch, er sei ein ungeheuer reicher Mann, — so reich als Graf Buchensfels arm war. Als man die ersten höflichen Begrüßungen ausgetauscht hatte, rief mich der Eingetretene zu sich heran, nahm meine Hände liebevoll in die seinen und fragte mich, ob ich wisse, wer er sei. „Ja, ich weiß, Du bist Großpapa,“ erwiderte ich. Er küßte mich, und schien über diese Anerkennung höchst erfreut.

Die Herren redeten sehr angelegentlich, aber auch sehr lange miteinander, und obwohl mir der Sinn ihres Gespräches verständlich war, ermüdete es mich doch und ich suchte ein wiederholtes Gähnen zu verbergen. Onkel Wilhelm bemerkte es und sagte

nah einen Stellsfuß in einem hohen Schuh kann verbergen. Neben dem, daß sich einer wol grösser kan machen, als er ist, wie man dann von denen venetianischen Madamen (1) sieht, welche so hoch über St. Marco daher gehen, als wann sie Niesen worden weren."

Mit diesen Worten charakterisirt ein alter Schriftsteller des

leute Ludwig's XI. trugen sogar einen schwarzen und einen weißen Schnabelschuh. Viel kleidsamer und praktischer erscheint die Tracht der Schuhe im 16. Jahrhundert. Jetzt tritt schon der Stiefel auf, der hohe, feste Schutz für das Bein; Figur 10 zeigt einen deutschen Jagdstiefel mit Stahlsporn (éperon aiguillé). Es ist allerdings nur noch eine Art Futteral, eine sackartige Hülle,

und 15), welche genau in derselben Form und Verzierung von den Peitsch und Bagen, sowie von Soulsaks oder Gardes des Großherrn getragen wurden. In Deutschland fand diese Mode weniger Eingang. Nur die Figur 14 findet sich zuweilen; dagegen ist der stumpfe Schuh (Fig. 16) fortwährend zu erblicken. Er wurde auch vielfach in Frankreich getragen und die Seeleute

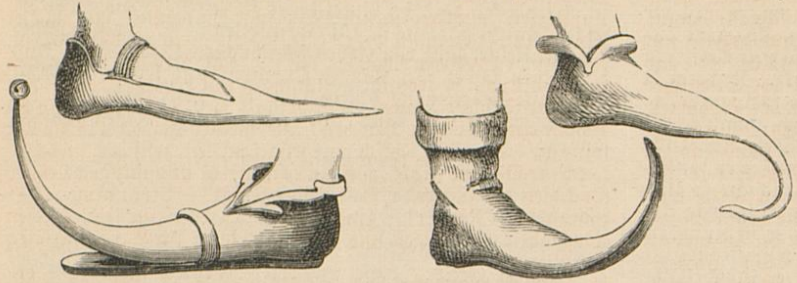


Fig. 1-4. XIV. Jahrhundert.

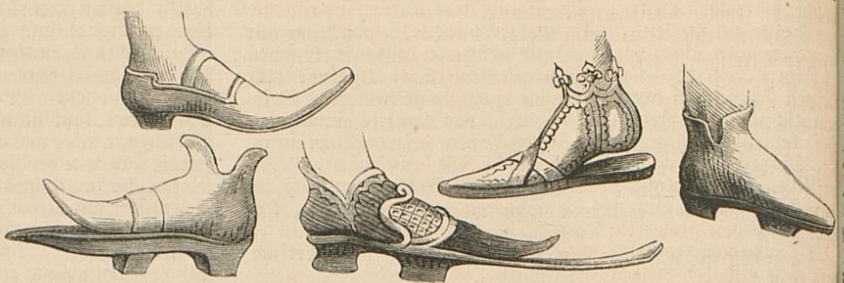


Fig. 5-9. XV. Jahrhundert.

sechzehnten Jahrhunderts die Modeseucht, so weit sie auf das Schuhzeug sich erstreckte. Es ist in der That merkwürdig, wie bedeutenden, wesentlichen Veränderungen der Form dies kleine Stücklein Leder, Sammet, Seide oder Tuch, welches die Füße der Menschen bedeckte, unterworfen gewesen ist. Ebenso auffallend ist die Wahrnehmung, daß bis zum 14. Jahrhundert die Formen der Schuhe vollkommen, wenn man sich so ausdrücken darf, „vernünftig“ waren, d. h. sie waren dem menschlichen Fuße angepaßt ohne irgend welche abenteuerliche Gestalt anzunehmen oder mehr kleinen, gefesselten Ungeheuern, als Fußbekleidungen zu gleichen. In der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts trat eine Revolution der Schuhmode ein, welche die selbstsamten Gestaltungen dieses wichtigen und unentbehrlichen Artikels mit sich führte. (Edward III. *), König von England, bemerkte zu seinem größten Kummer, daß ein Fußhübel ihm das Tragen kurzer Schuhe allmählig verbieten werde. So kam denn der König auf den Einfall, die Spitzen seiner Schuhe gewaltig zu verlängern. Gehorham ihrer Pflicht: dem Herrscher nachzufolgen, trugen wenige Wochen später alle Hofleute Edward's die langen Schuhe (Fig. 1). Von England kam die Mode nach Frankreich. Den Franzosen schien aber die Länge noch nicht genügend, sie legten ihr noch einige Zoll bei und ein Schuhmacher Namens Poulaine fertigte zuerst die Ungethüm an, welche eine Länge von nahezu drei Pariser Fußes hatten. Man taufte die Mode: à la Poulaine, und da sich die Vornehmen des Landes selbstverständlich die längsten Schuhe fertigen lassen konnten, auch bald eine Verordnung die Ausdehnung der Spitzen nach gewissen Sägen regelte, so entstand das Sprichwort: „Auf einem großen Fuße leben“. Es bezeichnete eben einen Mann, den seine Stellung und Einkünfte zum Tragen der langen Schuhe berechtigten.

worauf der Ermüdete den geschwollenen Fuß in die Pantoffel schiebt (Fig. 11) oder einen bequemen Schuh von Navarrischem Leder (Fig. 12) aufzog, wie solche in keiner guten Haushaltung fehlen durften. Die Navarrischen Lederschuhe waren sehr billig und wurden durch Hausirer verkauft, welche durch Deutschland, Italien und Frankreich wanderten. Sie stahlen das Leder, sagte man, daher behauptet der italienische Scribent Garafulla: „Vier

des Admirals Charles d'Amboise erhielten Lederschuhe dieser Form geliefert. Genau so arbeitete man wieder die Stahlbekleidungen der Füße bei den Rüstungen und taufte die Form mit dem seltsamen Namen: Hundsmäuler, bee de veau von den Franzosen genannt. Figur 16, 17 und 18 erblickt man auf den Gemälden des mackeren Cranach. Melanchthon, Luther, der Kurfürst von Sachsen u. tragen die stumpfe Schuhform. Heinrich Goldgins, ein berühmter Kupferstecher, bekleidete die den Heiland geißelnden Juden oft mit Schuhen, wie sie Figur 16 und 17 zeigen, während der treffliche, weit berühmte und jedem Freunde älterer Kunst bekannte Jost Ammon seine Figuren gern in Schuhen wie Figur 18 sie zeigt auftreten läßt. Seine Spießknechte, Edelleute, Reiter, selbst die Rauber und Buben seines berühmten Kartenspielles tragen den mit sechs oder acht Puffen verzierten Schuh. — Allmählig findet der Uebergang zum 17. Jahrhundert statt. Figur 19 zeigt sich bereits am Hofe Heinrichs III. Wer kennt nicht die interessanten, lebensgroßen Bilder der in schwarzen Sammet oder in Seide gekleideten Cavaliere nach der Manier der Meister Rubens oder van Dyck? Sie setzen grazios und doch so fest den wohlgeformten Fuß einen halben Schritt vor, und diesen Fuß zielt der Schuh mit ungeheurer Bandrose, wie ihn Figur 19 zeigt. Es ist zugleich die Fußtracht des Gelehrten, des Advokaten, des Arztes. Je nach der Art des Berufes ist die Sohle dicker oder dünner, je nach der höheren oder niederen Stellung des Mannes ist die Bandrose mehr oder weniger umfangreich, bis endlich auf der Bühne, im Maskenspiel der Italiener, der Renommist, der Capitano erscheint und so riesige Schuhrosen auf den Laschen paradieren läßt, daß fortan Jeder sich lächerlich machen würde, der noch mit ähnlichen Bandscheiben über die Straße ginge. Der Cavalier bedient sich ohnehin schon seit langer Zeit der Stiefel (Fig. 20). Es ist der zierliche Stiefel aus Corduan oder Saffian, aus Biegenleder oder dänischem Felle. Ueber den Rand fällt die brüßler Spitze oft fünf bis sechs mal auf dem Spann sitzt das breite Sporenleder mit guitarren-

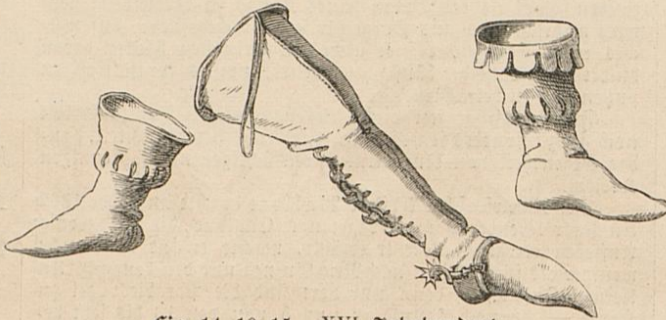


Fig. 14, 10, 15. XVI. Jahrhundert.



Fig. 13, 12, 11. XVI. Jahrhundert.



Fig. 20. XVII. Jahrhundert.



Fig. 16, 17, 18. XVI. Jahrhundert.



Fig. 19 und 21. XVII. Jahrhundert.



Fig. 22, 26, 23. XVII. Jahrhundert.



Fig. 24 und 25. XVII. Jahrhundert.

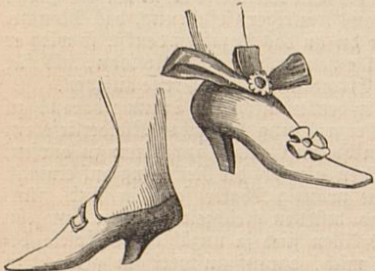


Fig. 30. XVIII. Jahrhundert.

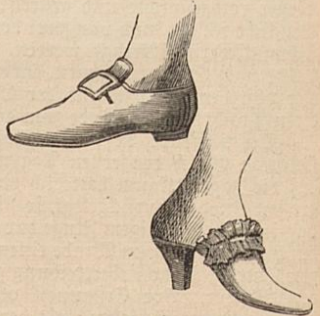


Fig. 32, 31. XVIII. Jahrhundert.

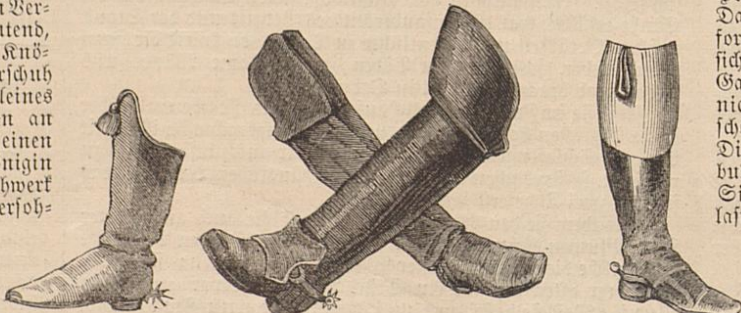


Fig. 29, 28, 27, 33. XVIII. Jahrhundert.

Die Formen der Schuhe wurden nun nach Belieben geändert. Einer der ersten Zusätze prangte an den Schuhen der Landjunker (Hoberaux). Ihre Landwege waren nicht immer die saubersten und deshalb bogen sie die Spitzen der Schuhe nach oben (Fig. 2), legten eine Sohle unter und banden dieses Futteral durch einen Stahlring. Das gefiel und die Hofleute setzten eine goldene Kugel auf die Spitze, ließen den Ring auch aus demselben Metalle fertigen, später bog man die Spitzen noch kühner (Fig. 3), da aber die Bagen der Herzogin von Vendosme ihrer Dame eines Tages das Kleid mit diesen Enterbaken ihrer Füße zerrissen, wurde ein Befehl gegeben: die Schuhspitzen nach unten zu biegen, wodurch die armen Träger genötigt waren, eine ganz besondere Gangweise sich anzueignen (Fig. 4). Das Unglück, welches diese Schuhmode herbeiführte, verdient erwähnt zu werden. Die langen Schuhe hatte man auch in Deutschland acceptirt und die Rüstungen der Ritter zeigten genau dieselben Fußbekleidungen in Stahl gearbeitet, welche Adelige und Bürger in Leder oder Sammet trugen. Bei der unglücklichen Schlacht von Sempach mußten die Edelleute des Herzogs Leopold von Oesterreich die Schnäbel von den Eisenstiefeln hauen, damit sie nur den Schweizen sich entgegenstellen konnten. Deshalb kam die Mode in Ver-

Dinge sind in der Welt wohlfeil zu bekommen: Orientalische Messel, navarrische Schuhe, lombardische Wachteln und parabolische Klagen.“ Im 15. Jahrhundert hatte das bedeutungs- und folgenschwere Ereigniß der Eroberung Konstantinopels durch die Türken gewaltigen Einfluß auf Sitte, Tracht und Kunst geübt. Ein großer Theil der Bewohner jener durch die Osmanen unterjochten Länder flüchtete nach Italien. Wir finden deshalb daselbst häufig die Erinnerungen an den Orient, namentlich in der Tracht, wieder, die sich noch in den herrlichen Bildern Veroneses erkennen läßt. Man hatte die Fußbekleidung (Fig. 13) erfunden, den Schuh aus Seide oder Sammet gefertigt, kleine Schlitzen darin angebracht und solche durch farbige Puffen geziert. Diese Form ging nach Frankreich, England und Deutschland, sie findet sich auf allen Holzschnitten oder Gemälden jener Zeit. Als König Karl VIII. in das besiegte Neapel einzog, begleitete ihn eine Schaar Höslinge, die bald darauf jene von dem ehemaligen Bewohner Konstantinopels nach Italien gebrachten Moden annahmen. Dahin gehören unter Anderen der lange Kasitan, den die Hofherren bei Festen und selbst zu Pferde sitzend trugen, der turbanartige Kopfputz mit Reihersfedern, dessen sich der Herzog von Grammont bediente, endlich die Schuhe (Fig. 14

förmigem Ausschnitte, und die zierlichen Riemen, welche metallene Spangen zusammenhalten, befestigen den feinen Maßsporn über dem Hacken. Im Winter oder bei Schladackwetter legt der Cavalier einen Ueberschuh an, es gehört zum guten Ton, die mit solchen Stiefeln bedeckten Füße recht auswärts zu setzen und die Sporen klingen zu lassen; auch mit der Reitgerte gegen die Manschetten oder gegen das Leder des Ueberhanges zu klopfen, daß der Schall weithin hörbar ist, gilt für guten Anstand, und als Ludwig XIV. in eben solchen Stiefeln den Saal des Parlaments von Paris betrat, um die Versammlung aufzulösen, klopfte er auch so laut mit der Gerte gegen die Stiefel und hieb und suchte bei jedem Worte auf die Manschetten los, bis alles vorüber war. Bei den Damen fand die ausgeschnittene Form (Fig. 21) Aufnahme. In einem Schuhe von farbigem Leder steckte der mit buntem Strumpf bekleidete Fuß, feine Bandrosen deckten die Schnüre, welche das Leder zusammenhielten. Schon jetzt ist der Hacken oft roth gefärbt, auf dicker Filzsohle oder polirtem Holzunterlage bewegt sich die Dame ziemlich schwerfällig fort, sie muß dieses Gestell mit sich schleppen, denn sobald nur die geringste Feuchtigkeit in den Gassen sieben bleibt — und das Pflaster in den Städten ist noch nicht besonders — leidet die Fußbekleidung gewaltig. Besser ist schon Figur 22 zu tragen, aber das ist auch nur ein Schuh für Dienerrinnen, oder für Käufer, für Krämer, die in den Marktbuden stehen und dicke Sohlen nebst kloßigen Hacken tragen müssen. Sie kaufen schlechte Bänder, womit sie ihre Schuhe zieren und lassen alle zwei Jahre ein neues Paar fertigen. In Figur 23 erblicken wir den eleganten Stiefel des militärischen Stufers. Diese Eleganz der Armee gingen in solchen Stiefeln zu den Reduen und selbst Tuennen stolzerte in der fast burlesk erscheinenden Fußbekleidung einher. Im Gegensatz zu dieser Stiefelmode sehen wir zwei Schuhe Fig. 24 und 25. Erstere stellt den Galaschuh eines Fürsten des

*) Nach anderen Uebersetzungen Heinrich II. Wirklich kommen Meiterregel mit der Jahreszahl 1156 vor, auf denen man diese Schuhmode dargestellt findet.

17. Jahrhunderts dar. Wir sind in der zweiten Hälfte, etwa im Jahre 1680. Wie Alles zu jener Zeit, so gingen auch besonders die Kleidermoden von Frankreich aus, Ludwig XIV. stand im vollen Zenith seines Glanzes da, seine Perrücken wurden ebenso hoch verehrt, als seine Staatseinrichtungen. Als der König den Dogen von Venedig in Versailles empfing, trug er Goldbrocat-schuhe mit rothen Hacken. Die Schuhe waren vom Spann bis zur Spitze mit Perlen gestickt und sechs breite Schleifen, welche eine nach vorn übergebogene, roth gefütterte Lasche hielt, fielen zu beiden Seiten des Knöchels nieder. Gleich darauf trugen alle kleinen Fürsten bei dem Empfange ihrer Hofgesellschaften Goldbrocatschuhe mit breiten Schleifen. Die Cavaliere sämtlicher Höfe bedienten sich der unter Figur 25 abgebildeten Schuhform. Die Spitzen der Schuhe mußten etwa 5 Zoll lang auf dem Boden aufliegen. Bürgerliche Stutzer ahmten diese Verunstaltung der Schuhe nach, trugen auch wol die Schleifen noch länger, was Mode durch den grotesken Anzug seines Monsieur Jourdain in „Le Bourgeois Gentilhomme“ trefflich gezeigte. Wie einfach, herb und ganz der Heldengestalt würdig ist der hohe Reiterstiefel (Fig. 26), ein Abbild der Fuß- und Beinbekleidung, welche der Schwedenkönig Gustav Adolf im Felde trug. Rindsleder, dreifache Nähte, Hacken mit Eisenreifen, darüber dicke goldene Sporen — so waren seine Stiefel, ohne die er selten ging, denn sein Leben war das eines Mannes im Feldlager. Der König wechselte mit seinen Stiefeln zweimal des Tages. Man hat noch einige Paare derselben aufbewahrt, nur die er bei Litzen getragen, die sind verschwunden. Das Koller, der Hut, Schwert und Binde, eine Halskette sind vorhanden, des Königs Leichnam ward voll-

allgemein verbreitet und man fertigte sie in jeder Farbe an. Marie Antoinette, die bekanntlich den schönsten Fuß hatte, trug gern diese seidnen Schuhe zerrissen, die Königin hatte sie nothdürftig selbst geflickt. Figur 32 war im 18. Jahrhundert die Form für die Gelehrten, Bürger, für die Abgeordneten des dritten Standes — einfach, bunzel, eine Stahl- oder Zinnschnalle darauf, dicke Sohlen daran: Gellert und Voltaire, Beaumarchais und Diderot, Mirabeau und Robespierre — sie trugen Alle solche einfache, ernstaussehende Schuhe. Welch ein zierliches Stiefelchen unter Figur 33? — Der große Mann, der Riese der Schlachten, Bonaparte, läßt sie nach eigener Angabe fertigen. Als Kaiser Napoleon war er noch weinlicher darin. Auf seine Hand und auf seinen Fuß war der Kaiser eitel. Er trug gern im Staatsrathe seidne Strümpfe und lackirte Schuhe; wenn er zu Pferde stieg, schlüpfte er mit diesen seidnen Strümpfen in die hohen Reiterstiefel. Des Kaisers Hände und Füße konnten in der That schön genannt werden. Blanke, zierliche Stiefel! zierliche Füße — und doch zerstampfte er mit ihnen die Reiche des Erdballs. [1700]

Eine romantische Landstraße.

(Aus dem Tagebuche eines mexicanischen Legionärs.)

Früh am Morgen verließen wir Mexico, die kuppelreiche Hauptstadt, das Juwel der Ebene, welche Cortez und die Con-

Soldaten, stutzerhaft aufgeputzte Creolen (Nachkommen der eingewanderten Weißen) und Mexitanen (Mischlinge) mit hellbraunem Gesicht, in der malerischen Tracht der Gutsbesitzer und Pächter, der Hacendados und Rancheros, sah den Lazzarone Mexicos, den Lepere, das nie fehlende Umschlagetuch, die Fraxada, um die zerlumpte Kleidung drapirt, sah den armen Indianer, den „Bermunftslosen“, wie Creolen und Mischlinge ihn nennen, mit ruhiger Würde und schwermüthigem Blicke, sah die mexicanischen Damen, das Gesicht durch den schmalen Rebozo halb verhüllt, die Frauen der Tropen, welche trotz ihrer Glutaugen den deutschen, englischen und französischen Frauen an Schönheit weit nachstehen, und die Gestalt eines blonden Mädchens aus meiner Heimat tauchte vor mir auf. Da pfiff plötzlich eine Kugel mitten zwischen uns hindurch, rechts und links von uns krachte es und mit gewaltigem Ruck hielt der Wagen. „Da haben wir sie! — Pronunciados! — Ladrones! — Räuber! — zum Kampf!“ riefen meine französischen Kameraden und, Degen und Revolver schnell zur Hand, stürmten wir hinaus.

Wir befanden uns hoch in rauhem Gebirge. Hinter den düsteren Pinien hervor, die links und rechts am Wege standen, stürzte ein Schwarm bewaffneter Bursche, wie all diese Gauner prächtig costümirte, mit dem breitkrämpigen Hut, der reich mit Silber verzierten hirschedernen Jacke, mit farbiger Schärpe und Umschlagetuch, aber im dunkeln Gesichte thierische Wildheit, Lücke und Gier. Mit Säbeln, Flinten und Messern, unter wüthendem Gebell umringten sie uns, andere erkletterten den Wagen, dessen Führer erschossen, todt auf dem Wagenverdeck hintenüber lag. Doch wir nahmen unverzagt und ohne Zaubern den Kampf auf



Eine romantische Landstraße.

ständig entkleidet gefunden, die mächtigen Stiefel fand man nicht, aber ein Trompeter von den holländischen Jägern hatte einen der goldenen Sporen erbeutet, dieser Sporn war für Wallenstein das erste Zeichen von des Königs Fall.

Wenn wir die Stiefel und Schuhe des 18. Jahrhunderts betrachten, so können wir zugleich eines zweiten schwedischen Herrschers gedenken. Figur 27 zeigt einen Stiefel Karl's XII. Diese historischen, ungeheuerlichen Hühner waren ebenso allgemein bekannt als gefürchtet, denn der strenge Monarch legte sie fast nie ab und drohte widerspenstigen Räten oder Landtagen damit „daß er einen dieser Stiefel schicken werde, wenn er nicht selbst kommen könne.“ Karl achtete seine Stiefel sehr hoch; „sie machen viel mit mir durch,“ sagte er und nach dem berühmten Ritze durch Ungarn und Deutschland mußten sie ihm in Straßburg von den Weinen geschmitten werden, die bis zur Verunstaltung geschwollen waren. König Friedrich der Große trug halbsteife Stiefel (Fig. 28), vor der Spitze eine weiße Manschette. Diese Stiefel waren nicht gut gehalten, da der König in den letzten Jahren seines Lebens wenig auf Toilette gab, das Leder schimmerte rüthlich und bei seinem Tode, sagt man, sollen nur zwei Paar schlechte Stiefel vorhanden gewesen sein. Von seinen Paladinen ist Einer besonders in unserem Register vertreten, der herrliche Alte, dessen selbstsam plumper Stiefel mit der Husarenquaste (Fig. 29) oft tagelang nicht aus dem Bügel kam: Hans Joachim von Zieten. Figur 30 ist der letzte Rest des 18. Jahrhunderts, so weit von der Fußbekleidung die Rede ist. Frau von Pompadour trug solche Schuhe, während die Dubarri und die eleganten Damen des Hofes das zierliche Füßchen in Pantöffelchen, wie Fig. 31, steckten, was allerdings höchst reizend ausfab. Diese „Pantoufles“ waren halb

quistadoren mit Blute getränkt und die Colonisten des Schmutzes unermesslicher Wäldungen beraubt haben, so daß sie jetzt beinahe nackt und sonnenverbrannt im Kranze der schneebedeckten Vulkanen liegt. Die Diligencia fuhr an langen Zügen von Indianern vorüber, welche Ladungen von Früchten, Gemüse, Geflügel, Schildkröten, Fröschen und Fischeiern, wie immer auf dem Rücken tragend, zum Markte, zum Mercado del Volador, trarben. Wir fuhrten auf der Straße, welche nach San-Augustin de las Cuevas führt, und welche nur einmal im Jahre, aber dann auch von unabsehbaren Menschenschwärmen zu Fuß und zu Pferde, von Fuhrwerken aller Art belebt wird, zu Pfingsten nämlich, wenn die berühmten Fiestas de San-Augustin stattfinden. Aus dem unbedeutenden, aber überaus anmuthig gelegenen Städtchen führen breite Alleen zwischen Mais- und Gerstensen zum Fuße des Gebirges von Ajusco. So lange wir am See von Chapicomilco hinfuhren, wo am bebauten Ufer friedlich ein Dorf mit Kirche sich lagert, war die Scenerie reizend, aber dann ging es aufwärts über Lavaschlacken, dem grauen nackten Gestein entlang, wo nur hier und da eine Palmengruppe das Auge erfreute. Meine Gefährten sprachen von Politiit, ich aber legte mich in die Kissen zurück und dachte, von der blauen Wolke unserer Cigarittos eingehüllt, an die Abendgesellschaft, die Tertulla, die ich Tages vorher besucht hatte. Ein Lied fiel mir ein, das eine Dame zur Guittarre gesungen, dann versetzten mich meine Gedanken nach der Alameda, den Champs-Élysées der Mexicaner, wo zwischen hundertjährigen Baumriesen, Rosenbosquets und einer Fülle farbenprächtiger Tropenblüthen reich mit Statuen geschmückte Fontainen plätscherten. Ich sah um mich das bunte Gewühl der Hauptstadt, Mönche mit wallenden weißen Gewändern und ungeheuern Hüten,

und hieben, stachen, schossen nieder, was uns zunächst war. Trotzdem blieb der Ausgang zweifelhaft, denn die Räuber erschienen in vierfacher Uebersahl. Aber um die Biegung des Weges, mit Peitschenknall und lautem Zuruf, raste ein zweiter Wagen mit tapferen Kameraden, welche gleich uns nach Guernavaca wollten und nur an der Haltestelle, El Guarda, etwa eine halbe Stunde vor dem Kampffplatz, gestoppt hatten. Waren die Räuber durch so wehrhafte Passagiere schon Anfangs übermüthet, so sank ihnen nun vollends der Muth; ihre Verwundeten aufnehmend wichen sie zum Waldsaume zurück und stoben dann fahnenbeben in die Bäume, die steilen Höhen empor. An Verfolgung konnten wir nicht denken, von den Unsrigen war mit Ausnahme des armen Rutschers Niemand ernstlich verwundet, und so setzten wir denn, nach kurzem Austausch von Glückwünschen, Scherzen und Erläuterungen mit den Kameraden des zweiten Wagens, unsere Reise fort. Nach nicht allzulanger Fahrt senkte sich der Weg zum Thale von Guernavaca, und wir blickten plötzlich in ein zauberisch schönes Gefilde, das sich an den hüfteren Gebirgskamm lehnte, wie ein holdes Kind an eines finsternen Räubers Brust. Unser Auge, das Stunden lang nur Pinien und graues Gestein gesehen, erauichte nun hundertfältiger Wechsel jeglichen Grünns und ein Reichthum herrlichster Farben, und es umkostete uns balsamische Luft. Um uns und unter uns Orangen und Citronenbäume, Palmen und Platanen, prächtig blühende Yuccas und Bananen, von zahllosen, bunten Vögeln belebt, baumartige Heliotropen und Farren; zwischen friebliche Weiler und reizende Haciendas, und weiterhin, in der Tiefe, Kaffee- und Zuckerröhrenplantagen und stattliche Felser. Wir waren dem Tode entronnen und betraten democh jetzt das Paradies. [1715]

kennt haben. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Sinnen. Aus dem Gesagten aber geht zugleich hervor, daß bei Bildung einer Sinneswahrnehmung die Empfindung das einzig Antrüglische ist, Vorstellung und Anschauung aber als Denkprozesse der Möglichkeit der Trugschlüsse und somit der Täuschungen unterworfen sind. Zunächst entsteht ein große Menge von falschen Vorstellungen, wenn unsere Sinnesorgane auf andere Weise als die gewöhnliche afficirt werden. Jeder Druck, Stoß oder Schlag auf das Auge reizt die Netzhaut und wir glauben außer uns ein Licht zu sehen, während doch ein leuchtender Gegenstand nicht da ist. Auch kann sich ereignen, daß wir die wirkliche Empfindung in der Vorstellung mit einer andern verwechseln. So hält man allgemein dafür, daß das Ammoniak (Salmiakgeist, Kaiserbauptwasser) einen scharfen durchdringenden „Geruch“ besitzt, und man wird sich sehr wundern, zu erfahren, daß dasselbe vielleicht gar keinen Geruch besitzt. Was wir riechen, ist nur eine gewisse Empfindung. Der scharfe Dampf des Ammoniaks greift die Nasenschleimhaut an und das dadurch entstehende prickelnde Gefühl kommt uns als Geruch vor. Wir fühlen den Ammoniakdampf, aber riechen ihn nicht. — Von größerer Bedeutung werden diese Sinneswahrnehmungen, wenn die Nerven, welche von den Sinnesorganen die Sinnesindrücke auf geheimnißvolle Weise dem Gehirn zuführen, durch die mit Krankheiten verbundenen organischen Veränderungen gereizt werden. So erzeugen Entzündungen des Sehnerven: Funkensehen, Entzündungen gewisser Nerven des Antlitzes schmerzliches Brennen und Zucken auf der Wange, den sogenannten Gesichtsschmerz u. s. w. Nicht minder unicher sind oft unsere Urtheile über Farbe, Größe, Helligkeit, Zahl, Bewegung, Entfernung u. s. w. der Gegenstände. Wenn wir einen lebhaft rothen Gegenstand auf einem weißen Papierbogen längere Zeit mit unverwandten Augen betrachten, so sehen wir, wenn der Gegenstand plötzlich hinweggenommen wird, denselben noch auf derselben Stelle und zwar von grüner Farbe. Ein weißes Feld auf schwarzem Grunde erscheint uns größer, als dasselbe schwarz auf weißem Grunde. Wenn ist endlich nicht die Täuschung bekannt, der wir unterliegen, wenn es uns bei der Fahrt im Eisenbahnwagen vorkommt, daß wir ruhig sitzen und die ganze Gegend an uns vorüberfließt, ebenso wie sich die Sonne um die Erde zu drehen scheint, während wir uns doch um die Sonne drehen. Außer dieser Zahl von Sinneswahrnehmungen, bei denen wir uns gleichsam leidend verhalten und die falschen Denkungsprozesse ohne klares Bewußtsein von uns ausgeführt werden, gibt es aber noch eine Reihe von Sinneswahrnehmungen, die im Menschen- und Völkerverleben eine große Rolle spielen, bei denen wir selbst, durch ein üppig sich entfaltendes inneres Nervenleben angeregt, thätig und schaffend auftreten. Hierher gehört zunächst die Erscheinung des Traumes, welche wol darauf beruht, daß lebhaft eingezeichnete eine Zeit lang Eigenthum der Nerven bleiben und — wenn sie auch im gewöhnlichen Leben in uns schlummern — wieder erwachen, wenn wie im Schlafe die äußeren Eindrücke ruhen. Dann kommen die alten Silber eins nach dem andern wieder hervor, und indem wir die unzusammenhängenden Eindrücke durch lebhaft Phantasie sofort in einen geordneten Zusammenhang zu bringen verstehen, entsteht der Traum. Daher träumen wir nur Durchlebtes, nicht Zukünftiges. Aber auch im wachenden Zustande finden sich ähnliche Erscheinungen, besonders wenn sie vorbereitet werden durch ein-

seitige Gedankenrichtung oder besondere Aufregung des Geistes. In diesem Zustande dann begegnet es uns, daß wir unvollständige Sinneswahrnehmungen aus unserer Phantasie vervollständigen, und das reizende Gemälde des Don Quixote, der unbedeutlich gefebene Windmühlen für Riesen, eine in Staub eingehüllte Heerde Schafe für ein mächtiges dahinziehendes Kriegsheer erachtet, enthält nach dieser Richtung hin eine große psychologische Wahrheit. Der Mergelische, der in der Nacht und Waldeinsamkeit in jedem Baumstumpfe einen Räuber sieht, der schmerzvoll Erregte, der theure Verstorbene in ihrer leibhaftigen Gestalt gesehen zu haben schwört, sind Beispiele, deren es im gewöhnlichen Leben unzählige gibt. Ein Schritt weiter aus dem bewußten und ruhigen Verkehre des Nervenlebens mit der Außenwelt führt in die ekstatischen Zustände, in denen die Phantasie die Außenwelt sich selbst neu schafft und bildet. In solchem Zustande sah sich die Hede der früheren Jahrhunderte auf den Brocksberg veretzt und wählte mit dem Teufel zu tanzen. Die damaligen Menschen wußten keine Erklärung dafür und verbrannten die Unglückliche; wir aber kennen den Zusammenhang in diesen Erscheinungen, und da wir wissen, daß die Keime zu gefährlicher Saat in uns Allen schlummern, freuen wir uns um so mehr des ordnenden Verstandes, der, eine harmonische Wechselwirkung zwischen der Phantasie und den Sinnesnerven überwachend, das Wirkliche, wie das Schöne dem Menschen erobert. [1695]

Albumblatt.

(Einem jungen Mädchen.)

Wie die Blume sollst du sein,
Frisk und fröhlich, held und rein!
Wie sie wurzelt in der Erde
Sei du eigen deinem Herde;
Aber wie ihr süßer Duft
Steigt empor zur Himmelsluft:
So soll deines Herzens Leben
Auch zum Himmel aufwärts streben!

[1699]

Amélie Godin.

Die Mode.

Eine der wichtigsten Toilettenfragen für die nächste Saison, die Mäntel, hat die letzte technische Nummer des Bazar erledigt, wir fügen nur noch hinzu, daß allem Anschein nach der Sackpaletot am meisten bevorzugt und vielfach aus schwarzem Kaschmir oder Persan mit Wattingung getragen werden wird. Die verschiedenen Pepsformen mit weiten geschlitzten Ärmeln dürften mehr vereinzelte Erscheinungen bleiben.

Immer höhere Günst gewinnt das Schwarz und namentlich in matten Ton ohne jeglichen Glanz. Letzteren ersetzen die Perlen, die man immer noch in reichster Fülle (soms) darauf anzubringen liebt. Man sprach sogar davon, in gleicher Weise wie

Zäckchen und Paletots auch Kleider mit Perlen übersät in Aufnahme zu bringen, doch dürfte sich kaum eine Trägerin für diese Perlenlast finden; man begnügt sich also: Paletot und Robe mit perlenbesetzten Bandes auszustatten. Auch Soutacheverschmürungen, darunter das bekannte Muster à la vermicelle, sind neuerdings sehr beliebt, desgleichen Federn und Franzen garnituren. Erstere bilden augenscheinlich den Uebergang zu den schwereren Pelzbesätzen der nahenden Saison, mit letzteren schmückt man häufig auch den unteren Rand der Roben (natürlich nur der kurzen, die durch einen längeren Hüpon vervollständigt werden). Solche Franze darf indessen nur schmal sein, oft sieht man sie in lebhafter, mit dem Stoff kontrastirender Farbe, das heißt, nur die Franze, die Borte derselben — gewöhnlich in Bassementerie — muß mit jenem in der Farbe übereinstimmen.

Daß die kurzen Kleider die Reise- und Badesaison überleben und auch im Winter getragen werden, ist fast mit Gewißheit anzunehmen. Doch — ich kann nicht umhin, meine Leserinnen wiederholt darauf aufmerksam zu machen — nicht für Jedermann und nicht für jede Gelegenheit paßt ein kurzes Kleid. Der Würde des Alters, der Noblesse und Eleganz des Salons wird es kaum entsprechen. Am Vortheilhaftesten kleidet es junge Mädchen jenes Alters, in welchem das Wachstum so oft einem hübschen Kleide zuvorkommt, wo man zu selbständig denkt, um noch das kurze Kleid der Kindheit tragen zu mögen und doch die lange Robe noch nicht zugestanden erhält. Hier wird das kurze Kleid durch einen längeren Hüpon trefflich ausgeglichen, der — am unteren Rande mit einem Volant oder glatten Streifen vom Stoff des Kleides oder auch von anderem Stoff in harmonischer Farbe besetzt — im Uebrigen von einfachem Pefal sein kann. Oft auch bringt man eine solche Verlängerung in Form eines Volants unmittelbar am unteren Rande des Kleides an. Für kleinere Mädchen wird dieser Volant zu einem schwarzen oder einfarbigen Kleide in schottischen Farben gewählt.

Eine besondere Vorliebe scheint man dafür zu haben, Roben, Zäckchen und Paletots mit Ärmeln in abstechender Farbe oder von anderem Stoffe zu versehen, z. B. eine Keitrobe von blauem Foulard mit Ärmeln von weichem Kaschmir, einen schwarzen Sammetpaletot mit solchen von schwarzem Taffet. Ferner ist als Novität erwähnenswerth, daß man Keitroben mit einer kleinen runden Pelervine, welche bis auf die Schultern reicht, anstatt, was besonders schlanken Figuren äußerst klebsam ist.

Eine Menge neuer Stoffe in Wolle und Seide zu Winterroben hält das Gerson'sche Modenmagazin zur Auswahl bereit; neben den Streifen sind die melirten und jaspirten Muster vorherrschend. Als besonders hübsch und zugleich preiswürdig erschien mir: der Highland Mixture, ein glatter, einfarbiger Wollentoff mit starkem Faden, $\frac{3}{4}$ breit à 1 Thlr. 15 Sgr. pro Elle; der Aberdeen Winsey, ähnlich dem bekannten toile de laine, gestreift in allen Farben, $\frac{5}{8}$ Elle breit à 1 Thlr., der Aberdeen Twist, ein starrer, etwas starrer Stoff mit jaspirten Streifen, als Ersatz des nicht mehr ganz modischen Knickerbocker empfehlenswerth, Breite und Preis wie beim vorigen. Der Kutle Cloth, einfarbig, auf beiden Seiten geföhert. Ein sehr schöner und gebiegener Seidenstoff ist der Velours à bataille in verschiedenen leuchtenden Farben mit ganz kleinen weißen Täpfchen. [1713]

Veronika v. G.



